

Nr. 290. Bromberg, den 15. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

(24. Fortsetzung.)

Sie setzen sich im Freien an einen der kleinen leeren Tische, zwischen Arbeiter der großen Parfümfabrik, Herren aus der Administration und Liebespärchen.

„Garçon ... eine Flasche Volnay!"

Das aus dem Café durch die breiten Scheiben fallende gelbe Licht beleuchtet die Baumkronen. Der Wind trägt das Brüllen der Löwen aus dem Cirque d'été herüber.

„Also, mein lieber Molignon ... trinken wir auf Ihr Wohl ..."

Sie stoßen an. Trinken zwei, drei Glas. Plaudern vom Krieg, von Politik, von der internationalen Verständigung der Völker.

Staniol bestellt eine zweite Flasche.

„Nun wollen wir mal geschäftlich reden, lieber Direktor ... Sie sagten vorhin, der René sei auf viele Jahre hinaus von Ihnen engagiert ... Sie wollen sagen: für die Sommermonate der kommenden Jahre? ... Schön. Das bleibt Ihnen unbenommen ... dann engagieren wir ihn für die Wintermonate!"

Molignon lacht Staniol ins Gesicht:

„Ah! Non, mon cher! ... Das wird Ihnen nicht gelingen!"

Staniol klopft Molignon gönnerhaft auf die Hand, sagt mit dem Ton ungeduldiger Härte, die immer in seiner Stimme mitschwingt, wenn er sich schwerfälliger Dummheit gegenübersieht:

„Sie scheinen die Kaufkraft unseres Konzerns zu unterschätzen! Wir können Henri René nicht nur für die Wintermonate ... wir können ihn auch für die Sommermonate verpflichten ... ich kann ihn Ihnen sogar von heute auf morgen fortengagieren ... kann ihn zu sofortigem Vertragsbruch veranlassen! Ich glaube nicht, daß die von Ihnen im Vertrag eingesetzte Konventionalstrafe unseren Konzern erschütternd wird ..."

Molignon schlägt auf den Tisch:

„Na, dann versuchen Sie mal, mit dem Verrückten zu einem Abschluß zu kommen! Versuchen Sie es!

Staniol beugt sich vor:

„Sie sind ja auch mit ihm zum Abschluß gekommen, mon cher directeur!"

„Das ist etwas anderes ... das war damals! Ganz etwas anderes ist das jetzt ... ich habe mein Häuschen in der Touraine, wissen Sie ... immer wenn die Schneeschmelze einsetzt, fange ich mit meinen Vorbereitungen an ... streiche meinen Wohnwagen, mache die Korrespondenz mit den Artisten und den Gemeinden wegen der Plätze. Na — und eines Vorfrühlings bekam ich einen Brief von einem Clown ... ganz unbekannter Name ... weder Photos dabei, noch Plakate, noch Kritiken ... er hätte vergangenen Sommer eine Vorstellung bei mir gesehen ... er hätte kein Engagement ... es ginge ihm schlecht ... ob ich es mit ihm versuchen wolle ... ganz billig ... und hin und her die Briefe. Da der Mann beinahe umsonst zu haben war, nahm ich ihn auf gut Glück ... na, und dann kam er jeden Sommer und — ist der große Henri René geworden, der mir volle Häuser zieht! ... Nein, nein, mein lieber Herr Staniol, den laß ich nicht fort!"

Staniol lacht schallend heraus:

Mon Dieu! Da gibt's doch kein „Nicht-fort-lassen!" Ich halte ihm einen Vertrag mit einer Bombengage unter die Nase ... der klebt an dem Vertrag, sage ich Ihnen ... der klebt an!"

„Und ich sage: nein!" schreit Molignon und haut die Faust auf den Tisch, daß sein Glas zur Seite springt. Dann sieht er sich um, daß keiner es hört, senkt die Stimme und sagt: „Der Mann kann im Winter nicht über sich verfügen ... der ist ... ich weiß es nicht bestimmt, aber ..."

Der Kellner unterbricht:

„Pardon, Messieurs ... ist einer der Herren der Direktor Molignon vom Cirque d'été? ... Sie werden am Telephon verlangt!"

Molignon springt auf: „Augenblick. Ja, sofort!"

Er folgt dem Kellner zur kleinen Zelle hinter dem Büfett.

Die völlig aufgelöste Stimme von Juliette Molignon:

„Hör zu ... ich habe vorhin René zum Wagen gebracht ... und wie er einsteigen will, richtet er sich plötzlich auf ... viel größer sah er aus als sonst ... und auch die Stimme ganz anders: „Sagen Sie Ihrem Mann, Madame, daß ich im nächsten Sommer nicht mehr bei Ihnen auftrete! Ich erfülle meine diesjährigen Verpflichtungen bis zum Ende. Dann ist Schluß. Es hat keinen Zweck, mich mit Bitten und Fragen zu behelligen. Ich sage Ihnen das schon heute, damit Sie disponieren können! ..." Das hat er gesagt, Molignon! Ich war wie auf den Mund geschlagen! ... Was wird denn nun?"

„Ja — was wird denn nun?" murmelt Molignon so leise, daß seine Frau es nicht hört.

„Bist du noch da? ... So sag doch was ...!"

Er lehnt sich kraftlos gegen die Wand:

„Ich komm' ja nachher nach Hause ... laß mal jetzt."

Er hängt an. Steht in der Zelle, die nach kaltem Zigarrenrauch riecht, wischt sich über die feuchte Stirn. Dann geht er langsam durch das Café, an den Billardspielern vorbei, zu Staniol zurück.

Der empfängt ihn laut, mit übertriebener Frische.

„Also hören Sie zu, Molignon, unterbrechen Sie mich nicht. Ich muß Ihren Clown haben ... verstehen Sie ... muß! Unsere großen Stars sind alle abgeklappert! Unser Pressechef greift zu den abgebrauchtesten Mitteln! Jedes lumpige Gastspiel wird als Abschied von der Bühne frisiert — der große XYZ sei erfolgsmüde und wolle seinen Kohl bauen irgendwo ... Wir brauchen Nachwuchs beim Varieté! ... Geld regiert heutzutage die Welt — der Jüngsten einer sind Sie auch nicht mehr! ... Sie lieben den Wein ... Das Rumzigeunern, wenn man die Gicht hat, ist auch kein Vergnügen! ... Ich werde unseren Konzern veranlassen, daß Sie zu unserem Vertrauensmann

für Südfrankreich ernannt werden ... das bringt Ihnen ein schönes Stück Geld ... können Ihren ganzen Zirkuskram an den Nagel hängen ... Na und ... großen künstlerischen Ehrgeiz hat man ja auch nicht mehr in Ihrem Alter ... Na also! ... Sehen Sie zu, daß Sie Ihren verrückten Clown zur Unterschrift eines ganzjährigen Vertrages mit uns bringen ... und ich zahle Ihnen als Vorschuß auf Ihre künftige Tätigkeit einen Betrag auf den Tisch, der prozentual im Verhältnis zu der phantastischen Gage steht, die ich dem René anzubieten berechtigt bin!"

Molignon starrt auf die gelb beleuchteten Linden — Das ist die Rettung! ... Die Rettung in letzter Stunde! ... Das ist Geld ... das ist eine Position ... „Directeur Molignon, Vertreter des Apollo-Konzerns für Südfrankreich" ... das ist Stabilität und die seinen weißen Haaren angemessene Bürgerlichkeit!

„Also: sobald ich Renés Unterschrift unter meinem Vertrag habe, ziehe ich mein Scheckbuch!"

Staniol klopft sich auf die Brusttasche.

„Und wenn der René den Vertrag bricht?"

Staniol schüttelt den Kopf, lächelt überlegen:

„Den Vertrag mein Lieber — bricht keiner! ... Also? ... Einverstanden?"

Molignon schlägt in die dargebotene Hand:

„Einverstanden!"

„Sie führen mich also jetzt zu René?"

Nein. Ich führe Sie jetzt nicht zu René! ... Wir bleiben noch sechs Tage in Grasse. Sie kommen — nein, morgen noch nicht ... übermorgen ... wieder in die Vorstellung ... der Mann war heute wieder ganz unerträglich ... gar nicht zu behandeln, wie mir meine Frau vorhin eben telephonierte! ... Sie werden ja noch sehen, was Sie für Eiertänze mit ihm haben werden ... Es gibt überhaupt nur einen einzigen Augenblick, in dem Sie Henri René zur Unterschrift bewegen können ..."

„Und der wäre?" drängt Staniol ungeduldig.

„... der Augenblick, in dem er nicht weiß, was er tut ... in dem er wie fanatisiert ist ... wie ein Besessener ... der Augenblick: zwei Minuten vor seinem Auftritt! Wenn Sie es da verstehen, sich so vor ihm aufzupflanzen, daß Sie ihm den Weg zum Sprung in die Manege versperren ... wenn Sie mit aufgedrehtem Füllfederhalter vor ihm stehen — dann haben Sie's geschafft! Dann schreibt er Henri René unter Ihren Vertrag."

Staniol erhebt sich.

„Ich wäre nicht aus Berlin, wenn ich das Ding nicht drehen sollte!"

Dann stehen sie beide auf dem Boulevard — der kleine Molignon etwas schwankend auf seinen Beinen.

Sie trennten sich.

„Also sagen wir: übermorgen! Mehr Zeit hab' ich nicht! Melde mich also eine halbe Stunde vor Renés Auftritt bei Ihnen an der Kasse. Werden Sie ihn vorher benachrichtigen, daß ich komme?"

„Nein. Aber — es klappt!"

Sie schütteln einander die Hände. Pfeifend verschwindet Staniol um die Ecke: — der Mann, der René, war ein Schlager für alle Kontinente, und die Propagandamöglichkeiten für den Pressechef ungeheuerlich! ... Schon allein die Überschrift des ersten Artikels: „Wie Henri René in der Parfümstadt Grasse seine Unterschrift unter den Apollo-Vertrag setzte!" ...

Molignon stolpert, trunken vom Wein und den neuen Zukunftsbildern in den Wohnwagen.

Madame Juliette, die kein Auge zugetan hat, fährt aus den Kissen:

„Molignon — du?"

„Ja, Molignon — ich!"

„Was soll nun werden, Molignon?"

Der Direktor des Cirque d'été wirft seine Stiefel gegen die Holzwand des Wagens, dann gibt er seiner Alten einen Kuß auf die Wange:

„Schlaf mein Kind! ... Mit deinem Mann bist du nicht verloren! ... Ich habe den Henri René verkauft!"

*

Eine halbe Stunde vor der Ankunft in Grasse.

Gerda Manz ist wie gerädert von der langen Bahnfahrt, vom Umsteigen, von den drei Zoll- und Grenzformalitäten und den vielen neuen Eindrücken.

Mit blassem Lächeln sieht sie zu Hans Römer hinüber. Der neigt sich vor, schiebt ihr die gerollte Reisedecke ins Kreuz:

„Besser so? ..."

Die stundenlange Zweisamkeit mit Hans Römer, die Entgegennahme seiner selbstverständlichen Ritterlichkeit entspringenden kleinen Dienste hat Gerda ein ihr völlig neues Gefühl fraulicher Sicherheit gegeben. Hans Römer gesteht sich ein, daß ein neuer, feiner Reiz von Gerda ausstrahlt.

Gerda und Hans haben viel gesprochen miteinander während der langen Reise. Haben versucht, einander die beiden Welten näher zu bringen, aus denen sie stammen. Haben gelacht manchmal — übermütig wie Kinder, als käme nicht er aus einem Trauerhause, sie aus der bedrückenden Einsamkeit der Gemeinschaft mit ihrer Mutter.

Nun aber überkommt sie beide die gleiche Unruhe.

Gerda hebt den Kopf: „Ob er mich abholt ...?"

Hans Römer legt seine Füße schräg auf die gegenüberliegende Bank:

„Klar, daß er Sie abholt. Er liebt Sie doch! ... Er ist doch nicht bloß verliebt! ... Ich mache mir Vorwürfe, daß ich in der Eile dem Telegramm an ihn nicht eine andere Fassung gab. Er wird glauben, daß Sie's nicht abwarten können, sich in seine Arme zu stürzen!"

„Ich habe so schreckliche Angst vor dem Wiedersehn!"

„Es wird besser gehen als Sie glauben, Gerda!" sagt Hans Römer und schärft ihr zum drittenmal ein: „Nur nicht wieder vor lauter gutem Willen und Vehemenz alles verpatzen! Den Kopf klar behalten! ... Der Mann ist irrsinnig eifersüchtig. Wenn er mich in Ihrer Nähe wittert, verweigert er Ihnen jede Auskunft über meinen Vater! ... Sobald der Zug in Grasse einfährt, nehmen Sie Ihr Necessaire. Ihren großen Koffer lasse ich gleich in mein Hotel schaffen. Sie — werden sich nicht nach mir umsehen! ... Ich steige als einer der Letzten aus dem Zug. Sie lassen sich von Becker ruhig in sein Hotel führen, essen mit ihm, plaudern mit ihm, bringen das Gespräch unauffällig auf meinen Vater ... Sobald Sie heraushaben, wo und wann ich seiner am besten habhaft werden kann, ohne daß ich bei meinem plötzlichen Auftauchen ein peinliches Gefühl in Vater auslöse — denn das würde er mir ... das würde er vor allem sich selbst nie verzeihen ... ich kenne meinen Vater und sein ungeheures Selbstgefühl — dann läuten Sie mich im Hotel de la Gare an. Morgen früh, im klaren Tageslicht, setzen Sie sich dann endgültig und in aller Ruhe Ihretwegen mit Becker auseinander."

Gerdas Blässe fällt Hans Römer auf. Er sagt sachlich, während er aus dem Fenster auf die immer zahlreicher werdenden Schienenstränge blickt:

„Wenn Sie dem Becker verzeihen können ... er ist vielleicht nicht so übel im Grunde ... dann ..."

„Dann? ... Was dann, Herr Römer ...?" fragt Gerda und sieht ihn an.

„Dann soll Sie der Teufel holen ...!"

Mehr wird über diese Angelegenheit nicht gesprochen.

Aber von diesem Augenblick an liegt eine große Selbstverständlichkeit über ihren Beziehungen zueinander. Und als sie auf irgend eine belanglose Frage rasch und einfach antwortet: „Aber natürlich, Hans ...", ohne daß die Welt einstürzt, da fühlt sie, daß es im Leben sehr schöne Dinge gibt, die sie nicht geahnt hat! —

Mit hochgeschlagenem Rockkragen geht Alfred Becker auf dem noch dunklen Bahnsteig von Grasse auf und ab.

Zehn Minuten — noch lange, bange zehn Minuten!

Er hat sich den ganzen Tag nicht aus seinem Gasthof hinausgetraut, aus Furcht, Direktor Römer zu begegnen, dem er das Ehrenwort gegeben hatte, die Stadt zu verlassen. Erst die Dunkelheit der Abendstunde schützt ihn vor unerwünschtem Zusammentreffen.

Becker ist in einem Zustand beispielloser Erregung: — daß nun Gerda doch zur Erkenntnis gekommen war, daß sie zu ihm gehörte?! ... Wie lange sie wohl bleiben würde ...? Nur, um ihm Verzeihung zu bringen! ... Oder würde sie mit ihm nach Genua fahren? ... Und weiter, gleich in das neue gemeinsame Leben? ...

Immer öfter steigt Beckers Blick zur Bahnhofsuhr hinauf. Noch sieben, noch fünf, noch drei Minuten! Nun klammert sich sein Blick an den großen Zeiger, der sich nicht rührt . . . und dann doch plötzlich weiterspringt in die Zeit.

In wenigen Sekunden würde Gerda aus ihrem Abteil steigen! In einem ihrer Bureaukleidchen, mit dem gelben Mäntelchen darüber, und die gehäkelte weiße Mütze, die ihr so gut steht, auf dem blonden Haar.

Gleich! Gleich!

Als der Zug einlaufen soll, wird eine viertelstündige Verspätung gemeldet.

Wieder schreitet Becker den Bahnsteig von einem Ende zum andern ab.

Endlich!!

Signallichter flammen auf. Gepäckträger schieben ihre kreischenden Handkarren über den Bahnsteig, der sich erhellt. Eine Glocke schrillt. Zwei große runde, leuchtende Scheiben tauchen aus der Finsternis. Schwarz und fauchend schiebt sich der Zug aus dem Dunkeln.

(Fortsetzung folgt.)

Die Höllenmaschine.

Skizze von Matthäus Sporer.

„Nur gut, daß nicht jede Bombe pünktlich knallt! Sie hätte mir sicher weniger behagt als jetzt dieser edle Tropfen meiner lebendigen Kehle." Während die lustige Baubude von unserem Gelächter wackelte, beschloß der Erzähler seine Frontgeschichte mit einem kräftigen Zuge aus dem gemeinsamen Humpen.

„Na ja, mächtig Schwein habt ihr da schon gehabt", meinte der stämmige Diesel-Monteur. Aber nicht nur die Anarchisten verstehen sich darauf, so'n menschenfreundliches Knallbonbon in einer Hutschachtel oder in der Zentralheizung unterzubringen, auch andere Leute können aus einem alten Wecker und einer Taschenbatterie die schönste Höllenmaschine bauen.

Was das heißt: Solch ein verfluchtes Uhrwerk ticken hören und nicht wissen, wo es versteckt ist, — na, mir ist da mal so'n Ding passiert, an das ich nur mit Gruseln zurückdenke." Damit langte er sich den Krug herüber, und als er ihn absetzte, sah sein bestürzter Nebenmann nur noch den leeren Boden.

Dafür legte Rathke nun auch richtig los: „Also, das war damals in Barcelona. Die spanischen Anarchisten hatten gerade mal wieder einen Generalstreik in Szene gesetzt. Mit dem üblichen Feuerwerk, versteht sich. Die Phosphorbomben machten die Fabrikdächer warm.

Gerade in diesen unruhigen Tagen mußte ich mit zwei Kollegen ein schweres Diesel-Aggregat in einer Textilfabrik aufstellen. In der Stadt trieben sich johlende und schreiende Menschenhaufen herum, und wenn nicht ein starkes Aufgebot von Sicherheits-Truppen die einzelnen Betriebe bewacht hätte, so wäre auch unsere Arbeit bestimmt verhindert worden. So aber konnten wir in der mächtigen Halle ruhig die letzten Armaturen an der zweihundertfünfzigpferdigen Maschine und dem mit ihr verbundenen Generator anbringen.

In dem wuchtigen Betonfundament, auf dem der Motor mit dem zugehörigen Generator ruhte, waren wie üblich die tiefen Löcher für die fast meterlangen Ankerschrauben ausgespart. Da wir infolge des Streiks keinen Hilfsarbeiter mehr hatten, mußten wir uns gehörig dazuhalten, wenn wir diese 22 Bolzen bis zum Abend fachgerecht einzementieren wollten. Henners, der Elektromonteur, der den Beton schön dickflüssig zurechtzupantschen hatte, fluchte auf die grausigste Art in reinstem Katalanisch. Das war allerdings auch das einzige, was er bisher von der spanischen Sprache gelernt hatte. Mit Dunkelwerden hatten wir es dann aber doch geschafft, und der kleine Wendel, mein Helfer, schlug vor, zur Feier des Tages auf den Tibidabo, den Riesenrummelplatz der Millionenstadt, zu gehen.

Als wir zum Fabriktor hinausgingen, da sahen wir drunten, nach dem Hafen zu, Feuerschein. „Es muß die große Spinnerei sein, die die Anarchisten angesteckt haben", meinte einer der Soldaten, dem wir es ansehen konnten, daß er jetzt lieber in dem Weingarten seines Dorfes gearbeitet hätte, als hier zu stehen. „Es schießt mal heute wieder an allen Ecken und Enden!" Und auch der „Elektro-Dachdecker", wie Henners bei uns hieß, brummte: „Ekelhaftes Gefühl, immer so gewissermaßen auf dem Pulverfaß zu sitzen! Dagegen gibt es nur ein Mittel, sich einen Ordentlichen andudeln."

Also, wenn ihr die Hamburger Reeperbahn in Wein tunkt, dann durch alle sieben Regenbogenfarben zieht und ihren Krach verdreifacht, dann habt ihr den Tibidabo, den Rummelplatz von Barcelona. Wie wir von dort nach unserem Quartier zurückfanden, das ist mir heute noch schleierhaft. Jedenfalls hatte der kleine Wendel am anderen Morgen so 'nen Kater, daß wir ihn nicht aus dem Bett herausbrachten und allein zur Arbeit gingen.

In der Fabrik war alles beim alten. Draußen die Streikposten und die Wache, drinnen Oede und Stille. Na, uns ging's nichts an. Heute war letzter Arbeitstag, wir hatten nur noch aufzuräumen, damit bei der Abnahme am nächsten Tage alles in Glanz und Lack dastand. Bis zum Mittag hatten wir die Fundamentverschalungen weggenommen und machten eine kurze Eßpause, indem wir nebeneinander auf dem Sockel der Maschine saßen.

„Horch mal!", knurrte plötzlich der lange Henners, „sie schießen schon wieder in der Stadt." Gespannt lauschten wir. Draußen klang der Schritt der auf- und abgehenden Wachen, dann peitschte wieder das Rattern einer Maschinen-Pistole durch die Stille.

Und da, Jungens, da hörten wir es beide gleichzeitig. Ein leises, feines Ticken . . . so schwach, daß es nur in diesem Augenblick völliger Stille zu vernehmen war.

„Mensch, was ist das? Wilhelm, hörst du's?"

Wir sehen uns in die Augen. Eine furchtbare Ahnung steigt hoch. Irgendwo hier, dicht bei uns haben die Streikenden eine Zeitbombe versteckt, und das Uhrwerk läuft unerbittlich auf den Augenblick der Zündung zu.

Wir springen auf. Gehetzt laufen die Blicke rundum. Wo nur, wo kann das Ding stecken? — Schnell, schnell! Jede Sekunde ist kostbar.

In wilden Sprüngen rase ich zum Tor. Ich schreie die Posten an: „Helft mit, die Bombe suchen!" will ich sagen.

Doch die Kerle verstehen nur das Wort Bombe, und schon reißen sie aus wie Schafleder.

Zurück mit keuchenden Lungen! Dort steht Henners, den Kopf an das Kurbelgehäuse der Maschine gepreßt.

„Hier! Schnell, ich hab's!" Ja wirklich, da drin geht es ganz deutlich: „Tick — tick — tick —"

„Schraubenschlüssel her! Nur rasch!" Ich rutsche ab. Ein Hautfetzen reißt weg. „Schneller!" Die letzte Deckelschraube. Undeutlich zuckt es durchs Gehirn: „Sofort in den Wassereimer!" Auf der Deckel! — Leer . . .

Die Arme fahren ins Dunkel, tasten im öligen Gehäuse herum, nichts. Wir sehen uns entsetzt an; der Schweiß rinnt übers Gesicht, die Arme sind bis zur Achsel voll Öl.

„Laß' liegen, Mensch! Jeden Augenblick kann die Kiste in die Luft gehen."

„Und die Maschine? — Unsere Arbeit, der Riesenwert?" Wo nur, wo? Elende Schufte.

„Hier, halt hier!" Henners wird unter den schweißverklebten Haaren kalkweiß. Ja, aus dem Fundament kommt's! Der Kerl, der die Höllenmaschine gelegt hat, muß gestern kurz nach unserem Weggang eingedrungen sein und sie in den noch weichen Zementbrei versenkt haben.

Jetzt aber ist er hart, — steinhart.

Wie gelähmt starren wir auf den riesigen Betonblock. Da drinnen stecken ein paar Kilo Ekrasit oder ähnliches Teufelszeug, aber wir können nicht 'ran! Kein Wasser kann das Ding ersäufen, und wer hätte den Mut, hier stundenlang auf's Geratewohl zu meißeln? Mit welcher Gewalt muß die Explosion erfolgen! Die Maschine! — das Dach, die Mauern . . .

„Raus!" Ich reiße den verzweifelten Henners mit Gewalt herum, und wir stolpern mit zitternden Knien dem Ausgang zu. Eine Menschenmenge empfängt uns. Nur stoßweise geben unsere keuchenden Lungen die Worte her: „Bombe . . . Höllenmaschine im Fundament! Und dann wird uns plötzlich ganz schlapp zu Mute. Wir erreichen eine leere Bank in dem Augenblick, als die Feuerwehr mit heulenden Signalen heranrast. Kommandorufe erschallen, der Platz wird geräumt. Nur ein Reporter mit Kamera und gezückten Bleistift hat sich zu uns durchgekämpft und bestürmt uns mit seinen Fragen

Eifrig notiert der Mann die Stichworte: Maschinenmontage — Betonfundament — Höllenmaschine — tickendes Uhrwerk.

Jetzt drängt sich noch jemand durch die Sperre, es ist der kleine Wendel. Klar ist er noch immer nicht, aber er wird es mit einem Ruck, als er das Geschehene hört.

„Wie? Was? Im Fundament? Und tickt — — Und ich hab' gemeint, mir hätte gestern so ein Zigeuner auf dem Rummelplatz meine schöne silberne Ankeruhr geklemmt"!"

Liebe macht blind.

Skizze von Bruno Richter.

Ludwig Riederer war ein tüchtiger Musiklehrer, verhalf vielen zu tönendem Trost und klingender Daseinsfreude und erlief sich in seiner freien Zeit rote Backen auf den Feldern vor der Stadt.

Ja, er hätte eigentlich wunschlos zufrieden sein können, wenn unter seinen Schülern nicht die Trude Bahrfeldt gewesen wäre. Waren das seltsame Stunden mit ihr! Der gefühlvollsten aller Künste dienend, spürten beide dabei, wie jedes sachliche Wort eine sonderbar tiefe Resonanz in ihnen hervorrief. So, als ob sie auf einem gewaltigen Hohlraum stünden, der vielleicht alle Schätze der Welt barg. Drum klangen auch die Worte so dumpf, und die Herzen pochten so tief. Doch dies war alles. Der Umstand, daß sie seine Schülerin war, schnitt für ihn alle Möglichkeiten, vertrauter zu werden, ab. Sagte er doch oft, daß ihm jede Frau unantastbar würde, sofern sie nur einmal ihre Hand der seinen sanft entzöge. Und nun gar eine ihm Anvertraute zu behelligen, schien Ludwig Riederer unstatthaft. So war er, so blieb er, erfüllt mit altväterischem Anstand.

Und die junge Trude Bahrfeldt ging jedesmal heim, das Herz voller Sehnsucht, die Augen voller Träume und mit verrückten Gedanken im dunkelbraunen Köpfchen. Jawohl, verrückten, denn die Bahrfeldts waren die erste Familie der Stadt, hatten Sägewerke, Landgüter und eine Brauerei mit einem Prokuristen namens Schellendorf darin. Und dieser Schellendorf war ein tüchtiger, netter und hübscher Mensch, und Papa Bahrfeldt trug seinerseits in seinem schneeweißen Kopf Pläne, die er nicht als verrückt empfand. Die Trude aber wußte, es müsse doch etwas geben, das mehr sei als dieses Gute, was man ihr von allen entgegentrug, etwas Unendliches, wengleich es weniger scheine. An Riederer dachte sie dabei am wenigsten, zeigte er doch deutlich genug, daß er sie nur als gutzahlende Schülerin schätzte. Aber da waren noch andere. Der Forstassessor, der junge Arzt und dieser Teufelskerl von Rechtsanwalt, denen übrigens natürlich die Bahrfeldtschen Werke nicht als unangenehme Beigabe erschienen wären. Sinnend erbrach sie die Nachmittagspost und fand ein Gedicht in Maschinenschrift und ohne Merkmal des Absenders. Sollte es einen geben, der nichts wollte, als um sie bangen? Das ergriff sie umso mehr, je länger sie darüber nachdachte. Ein in einsamer Selbstlosigkeit bangendes Herz, das war mehr als Geld und Gut. Viel mehr . . .

Die Tage verliefen wie stets. Aber sie sah nun alle, dieser Sehnsucht Verdächtigen anders an. Deshalb war sie auch unaufmerksamer in den Klavierstunden. Wenn sie die Anfangszeile des Gedichts rezitierte und ihr Gegenüber dabei scheinbar gleichgültig ansah, dann wurden Förster, Arzt und Rechtsanwalt nicht rot, und andere kannte sie doch kaum. Der Schellendorf — nicht anzunehmen, daß dieses brave Wirtschaftsgenie dichtete! Und sie ging wieder voller Ungeduld zur Stunde.

Daheim blieb die Sache kein Geheimnis mehr. Tante Erika wußte mehr, und eines Tages steckten im Privatkontor der Papa und Heinz Schellendorf die Köpfe über dem Schreibtisch zusammen. Tuschelten und schmunzelten dann.

Am selben Abend entdeckte Trude spät im Bett noch, daß ein fast unleserliches H. S. in der rückwärtigen Ecke ihrer geliebten, mysteriösen Dichtung stand. War das denkbar? Wie konnte sie denn das übersehen haben? Aber da sieht man, was Aufregung macht. H. S. —? Nein!! Oder doch? Versonnen und lächelnd schlief sie ein.

Aber sie sagte am übernächsten Tage die Tennispartie mit dem Prokuristen nicht so glatt ab wie meistens. Am Tage darauf fuhren sie mit dem Wagen weg, und auf dem Gartenfest der Bahrfeldts fragte sie ihn beim Abschied scheinbar gleichgültig, ob er ihr sonst nichts zu sagen hätte. Worauf er sich über ihre Hand beugte und leise sprach: „Und Sehnsucht, Sehnsucht . . ."

Da wußte sie, daß Heinz nicht nur tüchtig und hübsch war, sondern auch in grenzenlos taktvoller Verschwiegenheit eine romantische Seele hütete. Und wie hatte sie ihn bisher behandelt! Nur weil der Vater ihn zum Schwiegersohn ausersehen!

Damit nahmen die Dinge den denkbar natürlichsten Verlauf. Alle Vorbereitungen wurden schnell getroffen. Auch dem Musiklehrer Riederer teilte sie freudeglühend mit, daß heute die letzte Stunde gekommen sei. Sie verlobe sich, und die Hochzeitsreise ginge nach Norwegen, ins Land Griegs. Sie schriebe auch gewiß mal, und das Honorar liefe natürlich fürs nächste Halbjahr weiter. Riederer verbeugte sich tiefer als sonst und schloß rasch hinter ihr die Tür.

Unleugbar aber war, daß sie glücklich wurden, die Trude und der Schellendorf. Fast noch glücklicher als Vater Bahrfeldt, der mit Sorge in vielen vergangenen Tagen das sehnsüchtige Herz, die träumenden Augen und die verrückten Gedanken im Köpfchen seiner Tochter erlebt hatte.

Der Musiklehrer Ludwig Riederer verhalf weiter jungen Mädchen zu klingendem Trost und tönender Stärke und erlief sich rote Backen auf den Feldern vor der Stadt.

Ab und zu erschienen Gedichte von ihm in den Zeitungen. Aber in keinem war mehr von Liebe die Rede.



Lustige Ecke



Der Schulrat.

Der Schulrat kam in die Klasse, als gerade Peter an der Reihe war. Er mußte eine Frage des Lehrers beantworten und sagte: „Ich ist . . ."

„Halt!" unterbrach ihn der Schulrat. „Es heißt nicht „ich ist", sondern „ich bin"! Also weiter!"

Peter wiederholte „Ich ist . . ."

„Ich habe dir doch gesagt, daß es „ich bin" heißt!"

„Ich . . . ist . . ." wiederholte der Junge noch einmal scheu.

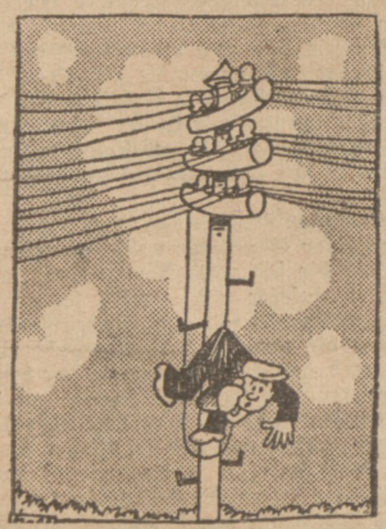
Der gestrenge Herr raste: „Wenn du nicht sofort sagst „ich bin", wirst du bestraft!"

Peter stotterte: „Ich bin ein persönliches Fürwort!"

(Svenska Journalen)

*

Dringlich.



„Hallo, Fräulein, verbinden Sie mich bitte mit der Unfallstelle, aber schnell!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.